

Kein Wunschkind der Eidgenossenschaft

Autor(en): **Ambassador-Wengi, Niklaus / Kuchler, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **107 (1981)**

Heft 35

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-610679>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kein Wunschkind der Eidgenossenschaft

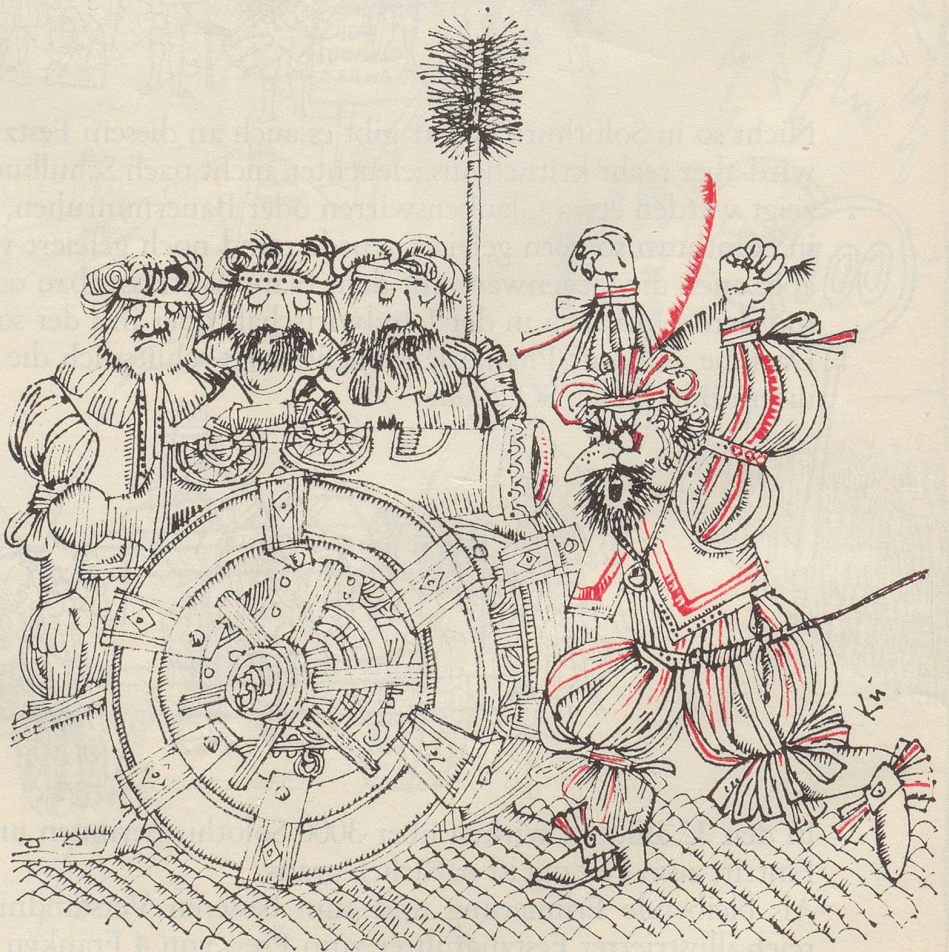
Als eine der vornehmsten solothurnischen Eigenarten gilt die über normales Menschenmass hinausgehende Festfreudigkeit dieses Kantons. Es muss sich dabei um ein ererbtes Gut, eine Gen-Spritze aus der Vor-Zeit, handeln und um eine nicht allenthalben hochgeschätzte überdies, denn schon im 17. Jahrhundert hatte sich das herrschende Patriziat veranlasst gesehen, diesen verhängnisvoll frivolen Hang zur Ausgelassenheit mittels den Sittenmandanten einzuschränken. Niemand, die natürlichen Nachkommen jener Adelsfamilien vielleicht ausgenommen, wird dem damaligen Regime nachtrauern, ein Bruchteil des Sinns für Masshalten von anno dazumal würde aber auch unserer heutigen Obrigkeit wohl anstehen. Was diese nämlich als Folge der 500jährigen Zugehörigkeit des Standes Solothurn zur Eidgenossenschaft mit ihren Untertanen aufzuführen beliebt, ist schlicht ein zwölfmonatiger Dauer-Jubel. Aber da mixt vielleicht ein weiterer Kobold solothurnischer Wesensart munter mit, nämlich der Hang zur Überschätzung des eigenen weltgeschichtlichen Beitrags.

Was der Solothurner zum Beispiel heuer derart ausdauernd feiert, ist das wirklich ein Grund zum Triumphieren? Das mindeste, was man zur Würdigung des Stanser Verkommnis' von 1481 beifügen darf, ist doch das: Ein Wunschkind der Tagsatzung war der damalige Stand Solothurn gewiss nicht. Und folgerichtig war dieses jüngste Mitglied der Eidgenossenschaft ein Bündnispartner minderen Rechts, indem sich die Beistandspflicht der Alliierten auf jene Kantonsgebiete beschränkte, von denen man angenommen hatte, sie seien auf – für damalige Begriffe – einigermaßen legale Art erworben worden.

Man kann den Architekten des Kantons Solothurn weiss Gott nicht den Vorwurf machen, sie hätten seine Umrissse auf dem Reissbrett ent-

worfen. Wenn man auf der Karte den Grenzverlauf nachzieht, nimmt man vielmehr ein bizarres Gebilde wahr, für das fantasiebegabte Geografielehrer Vergleiche aus dem Tierreich herbeizuziehen pflegen, ein Gebilde überdies, das von sich aus keine natürliche Erklärung für seine drei scheinbar völlig unlogischen Satelliten liefert, für die die Wissenschaft den Begriff Exklave geschaffen hat. Es verkörpert ein Territorium, das von Grenchen bis vor die

Pforten von Aarau und in Nord-Süd-Richtung von der Grenze Frankreichs bis tief ins bernische Amt Fraubrunnen reicht, und die modernen Chronisten der Zeitgeschichte, etwa die Schweizerische Depeschagentur, vor offenbar unüberwindliche Identifikationsschwierigkeiten stellt. Dornach z.B. ist trotz allen gegenteiligen Behauptungen nach wie vor solothurnisch ...



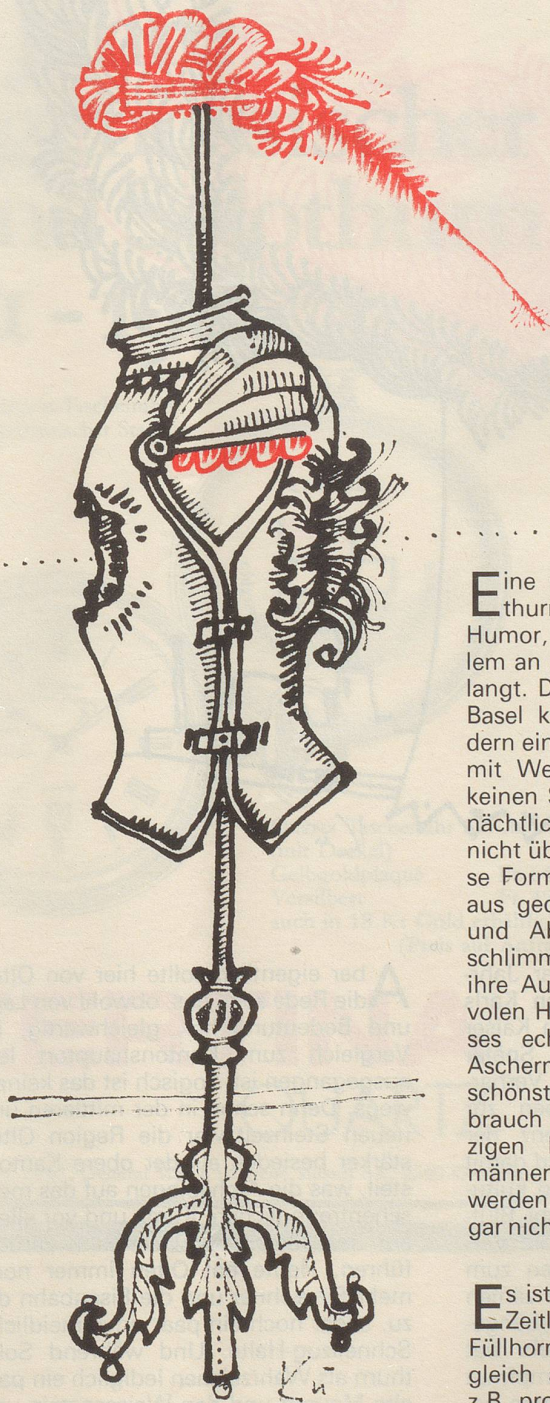
Niklaus Wengi: «Schtärne chaib ... die hed ja Rost im Lauf!!»

Die Form des Kantons ist natürlich nicht die Folge einer schöpferischen Absicht, sondern das bedauerenswerte Ergebnis eingeschränkter Macht. Der ursprüngliche Stadtstaat Solothurn war zu klein, um ein natürlicher Magnet für schutzbedürftige Landgebiete zu sein. Und deshalb wurde das heutige Territorium ein bisschen zusammengeerbt, zusammengekauft und leider auch zusammengegrubt, was dem Kanton ausser seiner Gestalt auch noch einen schlechten Ruf verschafft hatte. Dass er nicht anders aussieht, daran sind natürlich auch die bösen Nachbarn schuld, die Berner etwa, die es zufälligerweise immer auf die gleichen Gebiete abgesehen hatten und zu allem Überfluss auch noch stärker waren. Aber auch die Basler, die sich mit Erfolg gegen die manchmal doch recht unverschämten Landraubversuche der Solothurner in der Nordschweiz gewehrt haben. Es ist vielleicht eine späte Rache der Geschichte, dass das damals heiss begehrte bernische Laufental sich dem Anschluss an den Kanton Solothurn widersetzt hat und mit der Eingliederung in den Kanton Baselland vorlieb nehmen will ...

500 Jahre — das sind im solothurnischen Geschichtsbewusstsein, das sonst mit Jahrtausenden, Jahrzehntausenden und gar Jahrhunderttausenden zu jonglieren pflegt, ein winziger Zeitraum. Der erste nachweisbare Solothurner nagte vor etwa 60000 Jahren in einer Höhle im thiersteinischen Kaltbrunnental an einem Bärenknochen. Aber das ist schon gar nichts gemessen an der Spekulation, dass der — im Sinne der Rückdatierung — letzte Mensch dieser Erde möglicherweise auch ein Solothurner war. Leider gibt es für die vorhandenen Indizien noch keinen schlüssigen Beweis; andererseits erspart uns dieser bedauerliche Mangel ein weiteres Jubiläum ...

Man hat in aufgeklärten Kreisen schon oft daran herumgerätselt, wie jener erste homo solodurensis gemütsmässig beschaffen war; und die Archäologie hat da auch schon einige Hinweise liefern können. Funde von Steinäxten etwa und von Skeletten mit eingeschlagenen Schädeln lassen die Vermutung zur Wahrscheinlichkeit wachsen, dass der Solothurner schon damals und damit seit jeher zu jener Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit geneigt hat, die später unter dem Namen Wengi-Geist zum Urbegriff solothurnischer Wesensart geworden ist. Zur Erläuterung: Niklaus von Wengi war jener Schultheiss, der im Jahre des Herrn 1533 sich vor den Lauf der Kanone hingestellt hatte, mit der die katholischen Solothurner von der Innenstadt aus auf die reformierten Solothurner in der Vor-

stadt feuern wollten. (Militärgeschichtliches Detail: Wengi ist damit der erste historisch nachgewiesene «Erfinder» des heute noch aktuellen Munitionssparens in der Armee. Der Verf.) Dieser Wengi-Geist also lebt auch heute noch weiter, in der Parteipolitik etwa. In solchen Fällen nämlich, in denen man einen Angriff abbläst, weil man kurz vor dem ersten Schuss realisiert hat, dass man ein Eigentor erzielen würde ...



Brustpanzer von Niklaus Wengi, der seine Landsleute masslos unterschätzte.

Die Illustrationen zur Solothurner Beilage zeichnete Hans Küchler

Eine weitere oft beschworene Solothurner Eigenart ist der gemütvolle Humor, der organisiertermassen vor allem an der Fasnacht zum Ausbruch gelangt. Die Fasnacht ist hier wie auch in Basel kein einfacher Zeitvertreib, sondern eine strenge Weltanschauung, und mit Weltanschauungen soll man sich keinen Spass leisten. Missbilligung fasnächtlicher Selbstdarstellung wird daher nicht über die schon ausreichend taktlose Form ausbleibenden Applauses hinaus geduldet. Wer sich aber zu Kritik und Abfälligkeiten versteigt und im schlimmsten Fall sogar die Fasnacht und ihre Ausübenden zum Gegenstand frivolen Humors macht, der muss für dieses echte Sakrileg auch nach dem Aschermittwoch weiter büssen. Der schönste solothurnische Fasnachtsbrauch besteht darin, dass am Schmutzigen Donnerstag die Gemeindeamänner durch die Oberrarren abgesetzt werden. Der Unterschied ist manchmal gar nicht so gross ...

Es ist eine der Ungerechtigkeiten der Zeitläufe, dass die Geschichte das Füllhorn seiner bleibenden Gnaden ungleich auszugliessen pflegt. Solothurn z.B. profitierte in hohem Masse davon, dass sich hier die beiden römischen Legionäre St. Urs und St. Victor zum Märtyrertod entschlossen und damit die Stadt zum christlichen Wallfahrtsort ge-



macht hatten, an dem ein paar Jahrhunderte darauf die Nachfahren Karls des Grossen und die deutschen Kaiser ihren Narren gefressen hatten. Später verhalf der Stadt ihr profitables Verharren beim katholischen Glauben zur durchaus einträglichen Residenz der französischen Ambassadoren und damit zu weiteren wirtschaftlichen und kulturellen Blütezeiten – oder vielmehr Blutzeiten, wenn man dazu auch die Vermarktung soldatischer Tugenden zum Vorteil der französischen Krone zählen möchte. Um weiter in diesen Nebengedanken abzuschweifen: Wie sehr hat sich seither solothurnischer Kampfmuth in Sanftmut gewandelt, wenn man bedenkt, wie willfährig sich der Wehrmann mit wenigen Ausnahmen der Behandlung durch seinen letzten Kreiskommandanten unterzogen hat ...

Aber eigentlich sollte hier von Olten die Rede sein, das, obwohl von Lage und Bedeutung her, gleichwertig, im Vergleich zum Kantonshauptort leer ausgegangen ist. Logisch ist das keineswegs. Denn schon in der mittleren und neuen Steinzeit war die Region Olten stärker besiedelt als der obere Kantonsteil, was die Archäologen auf das menschenfreundlichere Klima und vor allem auf das Fehlen der Eisenbahn zurückführen. Heute hat Olten immer noch mehr Einwohner und die Eisenbahn dazu, sogar noch ein paar unvermeidliche Schnellzug-Halte. Und während Solothurn als Wahrzeichen lediglich ein paar alte Mauern und den Weissenstein vorweisen kann, darf sich Olten der berauschenden Silhouette des Gösger KKW-Kühlturms rühmen. Woher also rührt das irrationale Gefühl der Oltner, stets

im Schatten der imperialistischen Solothurner zu stehen? Die Hauptstädter meinten es doch damals, als sie die ehemals freie Stadt für zwei Millionen Franken heutiger Währung gekauft hatten, mit den neuen Untertanen durchwegs gut. Sie sandten ihnen z.B. einen Vogt ins Haus und nahmen ihnen bis tief ins 19. Jahrhundert fürsorglich alle staatsbürgerlichen Mühen und Sorgen ab. Was die Empfänger dieser Wohlthaten aber irrtümlicherweise als Bevormundung und Unterdrückung empfanden, hatte Folgen: Nicht nur kämpften die Oltner nach 1830 undankbarerweise an vorderster Front für die Entmachtung des Solothurner Patriziats, sondern durchforschen auch heute noch jedes Edikt aus Solothurner Amtsstuben nach irgendwelchen Haken zum Nachteil Oltens, und das liberale «Oltner Tagblatt» führt auf fast rührende Weise einen Krieg der Nadelstiche gegen die grosse «Solothurner Zeitung», die man als die Personifizierung der perfiden Stadtsolothurner Bevormundungsgelüste bekämpft.

Grösser als Solothurn ist auch Grenchen, und auch hier ist man der Metropole nicht restlos hold. Zwar hat man hier mehr Einwohner, mehr leere Wohnungen, einen Flughafen, den besseren Fussball und die berühmteren Trainer (entlassen ...), den besseren Judo, den lästigeren Durchgangsverkehr, mehr Uhrenindustrie und die parkbussefreundlichere Polizei. Dieses Mehr an Lebensqualität, kumuliert mit der Gewissheit, über die (gemessen an den absolvierten Fortbildungskursen der Lehrer) besseren Stadtschulen zu verfügen, trösten aber nicht über den wohl nur unbewusst quälenden Mangel an geschichtlicher Tradition und harmonischem Stadtbild hinweg. Und so behilft man sich in Grenchen mit Eigenprofil bildenden starken Sprüchen gegen stadtsolothurnische Arroganz, was weder ernst gemeint noch ernst genommen wird.

Schon Bruno Amiet beklagt in seiner «Solothurnischen Geschichte» seinen Kanton und dessen Vergangenheit als relativ unbekanntes Wesen. Aber auch von Natur aus empfindsame Zeitgenossen wie etwa die Personalchefs von Firmen, die den ausgetrockneten Arbeitsmarkt vergeblich mit ausserkantonalen Importen befeuchten möchten, rührt es ans Herz, dass sich um den Kanton Solothurn, weil ihn gewisse Industriekapitäne zum Krisenkanton hochgejammert haben, Unkenntnis und Missverständnisse ranken. Aber dieser Unbekanntheitsgrad hat auch seine guten Seiten: Ungleich dem ebenfalls 500jährigen Stand Freiburg werden über die Solothurner keine Witze erzählt ...